



Harakiri, Kamikaze und der Zweifel am Hirntod

Professor Akiko Ichihara über Organspenden in Japan

Internationales Fachgespräch
in der Bibliothek der
Abteilung für strafrechtliches
Medizin- und Biorecht der
Universität Göttingen:
Prof. Gunnar Duttge und
Prof. Akiko Ichihara.

Professor Ichihara, werden Sterben und Tod in Japan ebenso tabuisiert wie in Deutschland?

Ja, in Japan spricht man nicht über den Tod. Vor allem nicht in der Öffentlichkeit. Das Thema ist ein Tabu.

Woran liegt das?

Das ist eine schwierige Frage. Meines Erachtens hat die Tabuisierung mit der Öffnung Japans für die europäische Kultur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begonnen. Zuvor war der Tod im Alltag präsenter.

In Deutschland verbindet man Japan mit Harakiri, der ritualisierten Art der männlichen Selbsttötung, und Kamikaze, dem selbstmörderischen Angriff in einem Krieg.

Es gibt in Japan die Vorstellung, dass, wenn man etwas Böses getan hat, sich mit dem Tod entschuldigen soll. Das ist auch ein Grund dafür, warum die Todesstrafe nicht abgeschafft wird.

Auch wenn es Initiativen zur Abschaffung der Todesstrafe gibt, wird sie doch von einer Mehrheit der Bevölkerung befürwortet. Ob ein Todesurteil tatsächlich vollstreckt wird, hängt vom jeweiligen Justizminister ab.

Wie sieht es in Japan mit Organspenden aus?

Eigentlich bewerten die Japaner Organspenden positiv. Die Zustimmung sinkt jedoch, wenn man selbst oder die Familie betroffen ist. Organspenden gibt es viel weniger als in Deutschland. 2010 waren lediglich 113 Spender verzeichnet und es wurden nur 293 Organe transplantiert. Und das bei einer Einwohnerzahl von 128 Millionen. Im Jahr 2011 waren es 112 Spender und 329 Organe.

Worin sehen Sie die Gründe für die geringe Bereitschaft?

Das hat zum einen kulturell-religiöse Gründe: Die Leiche soll unversehrt bleiben, damit der